

Ich sitze an der Hotelbar und überlege gerade, ob ich noch einen Rotwein trinken soll, als mich der Herr auf dem Hocker neben mir anspricht. Ich erschrecke fast, denn ich bin schon lange von keinem Mann mehr angesprochen worden. „Darf ich Sie auf ein Glas einladen?“ fragt er und lächelt mich an. „Gerne“, antworte ich ungewohnt spontan und sage zum Barkeeper gewandt „noch ein Viertel vom Zweigelt.“

„Sind Sie das erste Mal hier“, fragt der edle Spender freundlich. „Nein, ich war schon einmal hier“, entgegne ich einsilbig. „Geschäftlich oder privat?“ hakt er nach. „Wollen Sie das wirklich wissen?“ ist meine fast ruppige Antwort. Er bleibt höflich: „Sehr gerne.“

„Dann müssen Sie sich jetzt aber die ganze Geschichte anhören, sie wollten es ja nicht anders. Vor genau zwölf Monaten war ich mit meinem Mann hier. Er heißt Gernot, wir kennen uns seit unserer Teenager-Zeit. Wir hatten damals Silberhochzeit, also vor einem viertel Jahrhundert geheiratet, 25 Jahre, Wahnsinn. Und weil wir beide große Feiern nicht so sehr mögen, haben wir gar kein Fest gemacht. Und sind stattdessen übers Wochenende hierher gefahren. Während ich im SPA die Sauna genossen habe, hat er hier an diesem Tresen gegessen und das Weizenbier genossen. Abends beim Candlelight-Dinner haben wir dann zusammen über alte Zeiten geplaudert. Wir sind viel verreist und haben dabei eine Menge erlebt. Jeder von uns kramte Urlaubsgeschichten heraus und wir lachten beim gemeinsamen Erinnern, bis sich die Leute an den Nebentischen umdrehten. Darüber lachten wir noch mehr. Nach zwei Flaschen Wein wankten wir, beide über Fünfzig, in unsere „Junior-Suite“, der nächste Grund für ein Gelächter. Bevor wir ins Bett gingen, sagte Gernot: Ich habe noch eine Überraschung für dich. Er kramte eine CD aus seinem Koffer, legte sie in den Player und grinste mich an. Es war Musik von Abba, unserer Lieblingsband. Wir tanzten auf dem fleckigen Teppichboden, bis uns schwindelig wurde und sangen dabei lauthals: You are the dancing queen, young and sweet, only seventeen, dancing queen, feel the beat of the tambourine, oh yeah...

Darüber habe ich mich mehr gefreut als über jeden Diamantring, den ich von Gernot ohnehin nie bekommen hätte. Denn ich wusste, dass er ungern und deswegen selten tanzt, sehr selten. Wir sind sicher kein Traumpaar, zugegeben. Ich kenne auch keines, ehrlich gesagt. Aber ich finde, wir kommen gut zu Recht im Alltag. Und das ist das Entscheidende. Er kocht, ich bin eine gute Esserin. Er ist kein Bürohengst, ich mache den Schreibkram, das ergänzt sich also prima. Ich mache die Wäsche, er repariert, was zu reparieren ist. Auch das passt, denn wenn wir es anders herum machen würden, wäre alle Wäsche verfärbt, jeder Nagel krumm und mein Daumen blau. Er putzt, das ist selten bei Männern. Dafür erledige ich die Einkäufe, die

er hasst. Für mich kein Problem, auf dem abendlichen Heimweg einen Schlenker in die Geschäfte zu machen. Ich bin es schon gewohnt, vollbepackt mit Tüten von der Bushaltestelle nach Hause zu wackeln.“

Etwas außer Atem hole ich Luft, hebe ich den Kopf und schaue mein Gegenüber an. Er hält dem Blick stand und schweigt. Das gefällt mir. Also fahre ich fort:

„Sie meinen, das hört sich nicht nach perfektem Glück an? Perfektes Glück, wo gibt es das schon in einer Beziehung. Wir haben uns eingerichtet, mir genügt das. Und ihm offensichtlich auch. Denn er schaut nicht nach anderen Rücken. Und ich nicht nach anderen Kerlen, das ist mir in meinem Alter viel zu anstrengend.

Am Montag nach dem Wochenende fragte ich ihn morgens: Gehst du heute zum Doktor? Ich meinte damit eine anstehende Untersuchung, die er schon wochenlang, wenn nicht monatelang vor sich herschob. Ach, ich weiß nicht, nuscelte er zurück, mal sehen. Das kenne ich nur zu gut, dein Mal sehen.

Mach doch, was du willst, antwortete ich und verließ das Haus.

Als ich gegen 15 Uhr zurückkam, lief der Fernseher, von Gernot keine Spur. War er aus dem Haus gegangen, ohne die Flimmerkiste auszuschalten? Ich schaute im Bad nach, Fehlanzeige. Vielleicht hatte er sich hingelegt? Im Schlafzimmer fand ich ihn, neben dem Bett kauern. Ich schüttelte ihn, fühlte seinen Puls, wusste vor lauter Aufregung nicht, ob es meiner war oder seiner, den ich da spürte. Schließlich rief ich die 112. Erstaunlicherweise brachte ich drei klare Sätze heraus: Ich habe meinen Mann neben dem Bett vorgefunden. Er reagiert nicht. Ich weiß nicht, ob er überhaupt noch lebt!

Es kamen zwei Rettungswagen, die riefen weitere Menschen herbei, dann erschien die Polizei, um mich herum Chaos. Ich fühlte mich wie in einem Film, in den ich nicht hineingehöre. Wie betäubt hockte ich auf dem Küchenstuhl, schaute zur Zimmerdecke hinauf. Entdeckte in der Ecke Spinnweben und dachte: Du musst mal wieder gründlich sauber machen.

Da drang eine bekannte Stimme an mein Ohr, es war die unseres Hausarztes. Ich wandte mich ihm zu, endlich ein vertrautes Gesicht in dem ganzen Gewimmel. Er sagte: Hier ist der Totenschein, den benötigen Sie für die ganzen Formalitäten. Ich spritze Ihnen jetzt was, zur Beruhigung.“

Ich verstumme erschöpft, mein Zuhörer auf dem Hocker neben mir sagt ebenfalls nichts, wir schweigen gemeinsam. Bis er aufsteht und zögernd einen Schritt auf mich zukommt. Ich schaue erschreckt, er erstarrt und fragt:

„Und warum sind Sie nun, ein Jahr später, noch einmal hierher gereist?“

„Das erzähle ich Ihnen, wenn ich von der Toilette komme und Sie mir noch ein Glas ausgeben.“ Ohne auf seine Antwort zu warten, stehe ich ächzend auf und suche das WC auf. Als ich wenige Minuten später zurückkehre, ist der Mann verschwunden.